„Ich will Dir wieder etwas schenken, Papa."
„Ich will gar nichts von Dir haben. Was ist das denn? Eine doppelte Tafel Schokolade?"
„Nein, was darin ist, ist eher bitter als süß."
Er machte es auf, ein Buch! „Blutige Geschichten von Herrn Wellering."
„Hundert bis zwanzigstes Tausend?" fragte er. „Das ist Schwindel."
„Kein Schwindel. Beim ersten Zehntausend hab' ich mich nach Herrn Wellering genannt, und da hat mich der Buchhändler übers Ohr gehauen, jetzt aber ich ihn."
„Und was soll das Buch bei mir?"
„Das soll Dir schmeicheln. Schau einmal das nächste Blatt an. Da steht: Gewidmet ihrem lieben Papa. Und dann soll es noch eins. Ich soll Dir zeigen, daß ich auf eigenen Füßen stehe."
„Ja, Du! Aber er?"
„Er steht erst recht auf eigenen Füßen. Er hat das Warten bei den Gerichten und bei der Verwaltung aufgegeben, und morgen tritt er ein in die Direktion der Landesbank, als juristisches Mitglied, weißt Du."
„Donnerwetter!"
„Deine Einwilligung, Papa! In sieben Wochen wollen wir Hochzeit machen."
„Also bekommt sein Mann, der Schulden hat."
„Schulden hat er keinen Pfennig mehr. Sieh hier mal her! Alles echte Quittungen. Rechne zusammen — — rund und richtig zwölftausend Mark."
„Das ist ein Dummkopf gewesen, der das bezahlt hat."
„Der Dummkopf war ich, Papa. Das ist bezahlt — mit den blutigen Geschichten. Aber ich hab's nicht umsonst getan, ich habe mir dafür etwas verpfänden lassen, lebenslang. Er hat sofort mit der Bank zu tun fordern, daß alle unsere Einkünfte, seine und meine, unter meine Verwaltung kommen."
„Wie? Das hast Du fertiggebracht? Er kommt unter Kuratel?"
„Ja, unter meine Vormundschaft — wenn Du mich aus Deiner entlassen willst."
Da feuchteten dem alten Herrn die Augen, und vergnügt rief er aus: „Dann hab' ich nichts mehr dagegen. Ich willige ein!"
Deshalb machte er ein paar Schritte vorwärts und stieß die Tür auf, und dahinter stand lächelnd und leuchtend — Herr Direktor Helmut Wellering.

Wie die Moidl ihren Vater vom Herrgott holte.

Skizze von Gräfin Brockdorff.

„Mein Pappeli ist im Himmel", pflegte die Moidl Gesteiner zu sagen, wenn die andern Kinder erzählten, daß ihre Väter im Kriege seien. Recht mit Stolz und Nachdruck verkündete sie es, denn ein Vater im Himmel schien ihr viel ehrenvoller und vornehmer als ein Vater im Kriege. Daß ihr Vater auch durch den Krieg in den Himmel eingegangen, das wußte die Moidl freilich nicht so genau. Sie zählte erst anderthalb Jahre, als der Alois Gesteiner im August 1914 ins Feld zog und von seinem lieben Weibe und seiner blonden Einzigsten schweren Herzens Abschied nahm.

Lachend und jauchzend hatte die Kleine damals nach den Rosen an seiner Brust gegriffen, als der Vater sie vorm Ausmarsch auf dem Arm hielt. Was ahnte ihr Kinderherz von Trennungsweh und bittrem Abschiedsleid. Freilich wie die Eltern so seltsam ernst und bewegt ausschauten, und die Frau dem Manne schluchzend an die Brust sank, da hatte die Moidl, von plötzlicher Furcht ergriffen, auch laut geweint.

Sechs Monate später weinte sie wieder mit der Mutter, als diese ihr sagte, daß der Vater den Heldentod für Kaiser und Reich gestorben und oben beim lieben Gott im Himmel sei. Sie begriff nicht, was diese Kunde für sie bedeutete, sondern weinte nur, weil sie die Mutter weinen sah.

Drei Jahre waren seitdem verflossen. Täglich betete Frau Lies Gesteiner mit ihrem Kinde vor dem Bilde des verstorbenen Mannes und erzählte ihm viel Liebes und Schönes von ihm. Die kleine Moidl liebte diesen unbekannten Vater gar innig, von dem sie nur wußte, daß er einen dichten, schwarzen Bart, ein Paar fröhliche Augen und eine Medaille auf der Brust hatte und droben beim lieben Herrgott war, wo die Englein schöne Lieder sangen und eitel Freude herrschte. Ihrem Kinde gegenüber konnte Frau Lies Gesteiner wohl reden, sonst war sie eine stille, wortkarge Frau, der der Tod ihres Mannes sehr nahe gegangen war. Viel Zeit für müßiges Trauern und Klagen fand sie jedoch nicht, denn sie war auch eine tatkräftige und fleißige Frau, die den stattlichen Hof mit zwei tüchtigen Dirnen und einem alten Knecht allein bewirtschaftete.

Drei Jahre hatte sie ohne Unterlaß geschafft und sich keine Erholung gegönnt, jetzt endlich fand sie es an der Zeit, etwas zu rasten. Hof und Haus waren bestellt, ruhigen Herzens konnte sie einmal nach den Eltern sehen, die drüben im Nachbartal wohnten, und zugleich eine Wallfahrt nach Weißenstein machen, um Gott für die gesegneten Jahre zu danken, die er ihr trotz Kriegsnot und fehlender Arbeitskräfte geschenkt. Ihre Einzigste wollte sie mitnehmen und sie sagte ihr, daß sie zum lieben Herrgott nach Weißenstein gingen.

Mit strahlenden Augen sah das Kind sie an.

„Zum lieben Herrgott", wiederholte es bedächtig, denn es hatte viel von der stillen Art der Mutter. „Da gehen wir ja auch zum Pappi."

Frau Lies lächelte trübe. „Der Vater", erklärte sie, „ist beim lieben Herrgott droben im Himmel, aber nicht beim Herrgott in Weißenstein."

Das wollte die Moidl nicht glauben. Die Mutter hatte ihr doch erzählt, daß der Herrgott überall sei und der Pappi bei ihm, also war der auch überall, und sie gingen doch gewiß nur nach Weißenstein, um den Pappi zu sehen und vielleicht wieder nach Hause zu holen. Gewiß wollte die Mutter sie nur überraschen, wie beim heiligen Christ und beim Namenstag. So fragte sie denn nicht weiter, sondern freute sich auf den lieben Herrgott, die singenden Englein und den Vater, nach dem die Mutter so oft geweint hatte.

Zwei Tage wanderten sie durch das blühende Land. Die blonde Moidl schritt gar tapfer neben der Mutter einher, bergauf, bergab und wieder bergauf, und dann waren sie in Weißenstein. Der Herrgott wohnte dort in einem prächtigen Haus mit viel schönen Bildern, Gold und buntem Gestein, aber die Englein mußten gerade ausgeflogen sein, denn es war ganz leer bei ihm. Doch nein, dort an den Stufen, wo der Herrgott seinen Thron hat, da stand, wie Moidl es erwartet, ihr Pappi.

Mit glühenden Wangen stürzt sie auf ihn zu und hielt dann etwas verlegen an.

„Bist Du mein Pappeli?" fragte sie leise zu dem Mann am Altar. Der sah sie lächelnd und erstaunt an. „Was meinst Du, Kleine?" fragte er.

„Du bist doch mein Pappeli," wiederholte Moidl jetzt sicherer. „Ich hätte Dich gleich erkannt am schwarzen Bart, an der Medaille auf der Brust und weil Du doch beim lieben Herrgott bist", setzte sie stolz hinzu. „Gelt, Du kennst mich nimmer, weil ich so groß geworden bin, und weil ich die Zähne vorn nicht habe. Die wachsen aber wieder, sagt die Mutter. Schau, Mutter", rief sie laut der langsam nachgekommenen Frau zu, „ich hab' den Pappi gleich erkannt, aber er kennt mich nimmer."

„Geh, Moidl," verwies sie diese sanft, „wie kannst Du den fremden Herrn Pappi nennen und mit Deinem Geschwätz belästigen. Du weißt doch, der Pappi ist tot."

„Der Pappi ist nicht tot." Moidl sah die Mutter vorwurfsvoll an. „Er ist beim lieben Herrgott. Wir sind doch nur seinetwegen hergekommen und nun, wo er da ist, willst Du nichts von ihm wissen."

Heftig schluchzend klammerte sich die Kleine an den schwarzbärtigen Mann in Uniform, der bisher schweigend zugehört hatte.

Ein schmerzlich sehnsüchtiges Gefühl überkam ihn bei diesem zwitschernden Kinderstimmchen, und sanft fuhr er der Weinenden über die lichten Haare. Solch blondes Mädelchen war einst sein eigen gewesen, ein braunes Bub und eine liebe, blonde Frau. Damals, in der guten, alten Zeit, als noch kein Krieg die Lande verheerte. Weib und Kinder hatten die Rumänen erschlagen, seinen Hof verwüstet, und er selbst war ein Krüppel mit seinem steifen Arm, der dem Vaterland nicht mehr dienen konnte. Wie hatte er mit Gott und der Welt über sein Schicksal gehadert, bis er sich endlich darein gefunden hatte.

Wollte Gott ihm einen Ersatz schicken? Es war so süß, wieder das Wort „Pappi" aus Kindermund zu hören, es tat so wohl, über solche weiche, lichte Locken zu streicheln. Zwei schwere Tränen rollten ihm über die Wangen, als er das schluchzende Mädelchen auf den Arm nahm.

„Laßt's gut sein, Frau," bat er die Mutter, die ihm das Kind abnehmen wollte. „Laßt mir die Kleine, bis sie sich beruhigt hat, dann wollen wir sie langsam aufklären."

Mit der Aufklärung ist es dann sehr merkwürdig gegangen und die Moidl hat nie recht begriffen, warum der schwarzbärtige Mann durchaus nicht ihr Pappi sein sollte und es nachher doch war. Im Innern ist sie fest überzeugt, daß sie allein den Pappi gleich erkannte und vom lieben Herrgott auf ihren Hof zurückholte.

Vielleicht hat sie mit dieser Meinung nicht unrecht gehabt.

Druck und Verlag von Langer u. Winterlich, Riesa. — Für die Redaktion verantwortlich: Arthur Hähnel, Riesa.

Erzähler an der Elbe.

Belletr. Gratisbeilage zum „Riesaer Tageblatt".

Nr. 24. Riesa, 23. November 1918. 41. Jahrg.

Zum Totensonntage.

Wie unermeßlich groß muß diesmal am Totensonntage die Trauer sein, um verlorene Menschenleben, um verlorene Hoffnung, um den verlorenen Krieg, um verlorene Kronen! Wie schwer wird uns das Leben, wenn wir an alle unsere Verluste denken! Wie verworren und dunkel liegt die Zukunft vor uns! Unter dem Drucke all der Verkündigung, die an den Tag gekommen ist, unter der Last der Zumutungen, die die siegestrunkenen Feinde uns ansinnen, haben wir ein gutes Teil Selbstvertrauen und Zuversicht eingebüßt. Es droht uns der Verlust des guten Gewissens unter den Völkern. Jetzt aber drängt sich mit aller Macht der Schmerz vor um die Menschen alle, die dieses Jahr der Krieg gefordert hat, und mit ihm im Bunde der Krankheit in der Heimat. Ach, wer nennt sie alle, die Lebensblüten, die gebrochen, die Lebenshoffnungen, die erloschen sind! Es ist ein Jammer ohne Ende. Dennoch gilt es, die Klagen nicht zu vermehren. Es ist vielmehr die Stunde gekommen, uns ernst und gefaßt auf den letzten Grund alles dessen zu besinnen, was geschehen ist, und der ruht in dem Willen Gottes. Er hat lange Jahre Freundliches und Begütigendes gewollt, nun will er Ernstes. Er darf nicht nur als der Geber verehrt werden, dessen hilfreiches Eintreten bei Mangel und Unglück erwartet wird, sondern er muß auch geehrt werden als der heilige Gott, der das Recht hat, zu fordern. Die Ehre der Gläubigen aber ist's, ihm treu und willig zu geben, ihm, der doch zuvor soviel für Leib und Seele gegeben hat. Das soll auch am Totensonntage bedacht werden.

„Ach, wie ist das Leben doch so schwer, wenn, was Du lieb hast, ist nicht mehr! Aber sei still, wie Gott es will!" Das Leben ist schwer und wird voraussichtlich nicht leichter werden. Da kann der Seufzer leicht entschlüpfen: wie gut habens doch die Toten! Sie sind entnommen aller Schuld des Volkes und der Verantwortung, aller Mühseligkeit und Bitternis. Leicht gleitet dann wohl der Wunsch durch die Seele: wenn Du doch auch dort wärst! Aber gegen diesen Wunsch müssen wir uns wehren. Gott hat jeden an einen bestimmten Platz gestellt und dort soll er bleiben; ihn bindet Liebe und Pflicht; es gibt neue Not und Sorge zu bei denen, die zurückbleiben, wenn wir gehen müssen. Das ist ein Grund, der uns verbietet, mit dem Gedanken an den Tod zu spielen. Der andere ist noch gewichtiger. Wir dürfen nicht denken, es bedeute das Sterben nur die Erlösung von einer Bürde; diese kann darnach wohl noch schwerer werden. Der Tod ist nicht die Pforte, hinter der das irdische Leben verschwindet, um zu vergehen; nein, hinter ihr wartet unser Gott; er wartet auch dessen, der ihm entgehen wollte. Eine Seele, die nach Frieden mit ihm strebt und sich redlich prüft, wird darum den Tod nie leicht nehmen, auch nicht den leichten Tod, sondern warten, bis der Herr über Leben und Tod ruft.

„Ach, wie ist Sterben doch so schwer, wenn was Du lieb hast, weint umher! Aber sei still, wie Gott es will!" Ein stilles Herz, dessen bedürfen wir am Totensonntage; ein Herz, das still wird über alle Verluste und still von Klagen über Lebensunbilligkeit. Wie sollen wir aber nun weiter leben, wo wir uns auf Erden fast nicht mehr auskennen, wo so ganz fremdartige Zumutungen nun gestellt werden an die Familie, an die Kirche, an den Staat, an das Wirtschaftsleben? Wir werden uns schwerlich zurecht finden, wenn wir nicht stille werden vor Gott. Nicht im erregten und trüben, sondern im stillen und reinen Wasser spiegelt sich die Klarheit des Himmels wieder. Nicht ein Tag neuer Aufregung soll der Totensonntag werden, sondern ein Tag, da wir Gott um Stille bitten, also, daß vor uns aufsteige das Bild Jesu, wie er die Sünde der Welt auf sich nimmt nach des Vaters Willen in stiller Entschlossenheit, und wie er in schlichter Herrlichkeit dasteht am Auferstehungsmorgen, als der Zeuge und Bürge eines neuen, höheren Lebens für die Seinen nach dem Tode. In seinem Gefolge aber werden vor dem Auge des Glaubens stehen alle die, die auf sein Wort geglaubt haben und getrost auf seinen Namen gestorben sind. Wenn es dann still wird in uns, da spiegelt sich in unserer Seele etwas von der ewigen Gnade Gottes wieder. Wir werden ihn ein gut Teil besser erkennen; es wird die Sehnsucht entbrennen, auch zu den seligen Ueberwindern einst gezählt zu werden; aber mit ihr wird der Entschluß reifen, die Tage hier auf Erden auszunutzen und trotz der schwersten Aussichten ihm zur Ehre und zu Liebe zu leben in seiner Gemeinde. Stille soll das Herz werden, daß es Gottes Stimme vernehmen und ihr folgen kann.

„Ach Leben, ach Sterben wäre nicht so schwer, wenn unser Herz nur stille wär! Darum sei still, wie Gott es will!"

Dr. Benz.

Der Erbstock.

Erzählung von C. Grabowsky.

(Schluß.)

„Das sind Kinderstimmen", äußerte er und verdoppelte seinen raschen Schritt. Von Natur empfindsam veranlagt, stieg unendliches Mitleid in ihm auf, und das heftigste Verlangen, zu retten, zu helfen. Er dachte jetzt nicht mehr an Anton und die unselige Feindschaft mit ihm, nicht an sein vermeintliches Unrecht, nur die Not der Hilferufer beherrschte seine Sinne.

„Men—schen ret—tet!" klang es ununterbrochen in das Brausen des Windes, der sich erhoben hatte, und in das Gurgeln und Rauschen der Wasser, die wie ein See über dem Lande lagen. Hannes kannte jedes Fleckchen dieser Erde, wußte, daß Gräben, Teiche und Bäche Inseln und Halbinseln schufen, auf denen im Sommer die Bauern ihr Vieh weideten, die aber jetzt versunken waren im Wasser. Nur die Köpfe der Weiden, die aus dem Wasser ragten, zeigten die scharfen Windungen an, die der Mühlbach auf seinem Wege zur Oder machte. Hannes sah umringt von dem gurgelnden Wasser ein Häuflein Menschen dicht gedrängt. Sie standen nicht tief in der Flut, hatten also festen Grund unter den Füßen. Er atmete auf. Es fiel wie eine Last von ihm. Sicher hatten sich die mit der Brücke in den Bach gefallenen Menschen auf eine der Inseln gerettet! Wohl war ihre Situation wenig behaglich, denn es war kalt und der Wind scharf, aber sie waren gerettet, wenn sie aushielten, bis die Wasser sich verlaufen hatten!

Er sah nach dem Himmel. Er war noch wolkig, aber der Regen hatte nachgelassen, und der Wind trank gierig von dem überreichen Naß der Erde.

Als Hannes zu der Unglücksstätte kam, sah er, daß das Geländer an der Brücke fehlte.

„Es war überlastet, da ist es gebrochen und hat alle mitgenommen, die sich daran festhielten. Etliche hat das Wasser auf die Wiesen geworfen, einige sind wieder unten am Wehr aufgefangen worden ... nur die Kinder auf der Weide sind in Gefahr."

Hannes sah sich nach dem Sprecher um. Es war ein Bauer aus dem Dorfe; aber neben ihm stand Anton.

Blitzschnell tauchten die Augen der Brüder in einander, Frage und Antwort gebend, und seltsam — ausgelöscht war in einer Stunde aller Haß und alle Zwietracht. Glückselige Kinderzeit tauchte rasch wie ein Phantom vor ihnen auf; impulsiv reichten beide sich die Hand. Einen Augenblick fühlte jeder den festen warmen Druck der Bruderhand, und es ging wie ein Versprechen zwischen ihnen hin und her: „Vergessen wollen wir die Jahre der Zwietracht."

Die sorgenvollen Mienen des Müllers erhellten sich ein wenig, er fühlte es, den Bruder traf keine Schuld an dem Unglück. Aber die Not der Stunde erlaubte kein Verweilen bei solchen persönlichen Interessen. Wieder schrie es von dem Wasser herüber, herzzerreißend in Todesfurcht: „Men—schen ret—tet, Men—schen ret—tet!"

„Das sind Kinder?" fragte Hannes erschüttert. Anton nickte. „Dort auf der Weide hängen sie, auf Schäfer Dudels Weide."

„Ach", jetzt sah auch Hannes sie. Auf dem gefährlichsten Punkte stand der Baum, auf der zwischen zwei